

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 51

Artikel: Der Bergsturz
Autor: Ramuz, C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649705>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER BERGSTURZ

Roman von C. F. Ramuz

DEUTSCH VON WERNER JOHANN GUGGENHEIM

Der neue Roman, den wir in dieser Nummer unserer Zeitschrift beginnen, hat zum Verfasser den wohl bedeutendsten Dichter der welschen Schweiz, C. F. Ramuz. Aber nicht nur in seiner engeren Heimat besitzt der Name Ramuz einen guten Klang. Die Uebersetzungen seiner Romane erfreuen sich auch in der deutschen Schweiz und überhaupt im ganzen deutschen Sprachgebiet stets wachsender Beliebtheit.

„Der Bergsturz“ nennt sich unsere Geschichte, während Ramuz für die Originalerzählung den Titel „Derborence“ gewählt hat, entsprechend dem Ort des Geschehens.

„Der Bergsturz“ ist ein Walliserroman und schildert die wunderbare Errettung eines durch einen Felssturz unter ungeheuren Felsmassen Begrabenen. Hart ist das Leben der Walliser Bergbauern und hart ist ihr Schicksal. Hart und eckig ist auch die Sprache von Ramuz, und seinem Uebersetzer, W. J. Guggenheim, ist es meisterhaft gelungen, diese Eigenart des grossen welschen Dichters in der Uebersetzung zu wahren. Wer das Wallis und seine Bewohner kennt, wird die Gestalten in Ramuz' „Bergsturz“ wahr und lebendig empfinden — das beste Zeugnis, das wir einem Schriftsteller ausstellen können. Die Redaktion hofft gerne, dass der neue Roman den Beifall aller Leser der „Berne Woche“ finden wird.

Erster Teil

Er hielt in der rechten Hand einen langen, an der Spitze russgeschwärzten Stock. Damit stocherte er von Zeit zu Zeit im Feuer.

Es war der zweiundzwanzigste Juni, gegen neun Uhr abends.

Er stocherte mit seinem Stocke kleine Funken aus dem Feuer auf, sie wirbelten empor und blieben glimmend eine kurze Weile an der von schwarzen Russborken bedeckten Mauer haften.

Nun konnte man ihn besser sehen, während einer kurzen Zeit, während das Feuer aufflackerte und er seinen Schürstock ruhig hielt. Und auch der andere Mann war nun besser zu sehen, der sass ihm gegenüber und war viel jünger. Er hielt die Arme aufgestützt auf seine beiden hochgestellten Knie. Seinen Kopf liess er hangen.

„Wohl, wohl“, sagte Seraphin, der ältere. „Ich kann das schon verstehen... Du hast eben Heimweh.“

Er schaute ihn an. Dann lächelte er in sein weisses Kinnbärtchen:

„Du hast Heimweh nach ihr. Aber es ist doch noch nicht so gar lange her, seit wir heraufgekommen sind.“

Sie waren erst um den fünfzehnten Juni zur Alp gestiegen: mit den Leuten von Aire und mit ein oder zwei Familien aus einem benachbarten Dorfe, das Premier heisst.

Seraphin schürte wieder in der Glut, auf die er noch ein, zwei Tannenzweige geworfen hatte, und die Tannenzweige fingen Feuer, so dass man die beiden Männer jetzt gut sehen konnte. Sie sassen einander gegenüber zu beiden Seiten des Herdes, jeder auf seiner Bank. Der eine schon alt, dürr und hager, ziemlich gross, mit kleinen, hellen, tief in braunen Höhlen liegenden Augen unter einem alten Filzhut; viel jünger der andere, zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Jahren, er trug ein weisses Hemd, ein braunes Wams, er hatte einen kleinen schwarzen Schnurrbart und kurzgeschnittene schwarze Haare.

„Wohl, wohl...“, sagte Seraphin, „aber du bist ja schliesslich nicht ganz am anderen Ende der Welt... und du wirst ja auch nicht für immer und ewig von ihr getrennt bleiben müssen...“

Er schüttelte den Kopf. Er schwieg.

Anton war erst seit zwei Monaten verheiratet, und man muss auch wissen, dass diese Heirat nicht ohne Mühe zustande gekommen war. Als vater- und mutterloser Waisenbub war Anton mit dreizehn Jahren zu Bauersleuten im Dorf als Knechtlein verdingt worden; seine Liebste aber stammte aus wohlhabendem Haus. Und ihre Mutter hatte sehr lange nichts von einem Schwiegersohn wissen wollen, der nicht auch seinen Teil in die Ehe mitbringen konnte. Die alte Philomene war anfangs nicht von ihrer Meinung abzubringen gewesen, sie hatte den Kopf geschüttelt und „Nein!“ gesagt und: „Nein!“ und noch einmal: „Nein!“ So hatte Anton seine Therese nur heimlich sehen können, und wie es ausgegangen wäre ohne den alten Seraphin, das weiss man nicht. Aber Seraphin war gerade da, wo man ihn brauchte, er war der Bruder Philomenes, der Frau Maye, ihr Mann war gestorben, und Seraphin, der ledig geblieben, führte ihr das Gewerbe und schaute bei seiner Schwester zum Rechten. Seraphin war nun für Anton eingetreten und hatte schliesslich seinen Willen durchgesetzt.

Im April war die Hochzeit gewesen; dann waren Seraphin und Anton zu Berge gestiegen.

Bei den Leuten von Aire ist es Brauch, um den fünfzehnten Juni herum mit dem Vieh auf die oberen Alpen zu ziehen; und zu diesen Alpen gehört Derborence, wo sie an diesem Abend sich aufhielten. Seraphin hatte Anton mit sich genommen, um ihm alles zu zeigen, denn Seraphin begann das Alter zu spüren. Er hinkte, er hatte ein steifes Bein. Seit einiger Zeit hatten sich die Schmerzen auch in seine linke Schulter eingenistet, so dass auch die ihm schon den Dienst versagen wollte. Das brachte manche Unzukömmlichkeit mit sich, denn auf der Alp, in den Sennhütten, kann die Arbeit nicht warten. Zweimal am Tage muss das Vieh gemolken werden, und jeden Tag muss man Butter oder Käse machen. Darum hatte Seraphin Anton mit sich auf die Alp genommen, in der Hoffnung, Anton würde bald so weit sein, ihn ersetzen zu können. Nun aber sah er, dass Anton nicht recht anbeissen wollte, wie man sagt. Er schien zu dieser für ihn ungewohnten Arbeit keine rechte Lust zu haben, und er sehnte sich nach seiner Frau.

„Will es denn mit dir nicht besser werden?“ begann er wieder. „Ist das gar so schrecklich, mich zum Genossen zu haben?“

Er dachte nicht an sich, er dachte nur an Anton. Und an Anton hatte sich Seraphin abermals gewandt, vor dem Feuer, an diesem Abend des zweiundzwanzigsten Juni, abends gegen neun Uhr; und als die Flamme wieder sank, da nährte er sie wieder mit ein paar Tannenreisern und liess sie neu aufflackern.

„Nein, nein, das ist es nicht“, hat Anton gesagt.

Und das war alles. Nachher war er wieder verstummt. Und da jetzt auch Seraphin schwieg, fühlte man ein Ungeheures wachsen, etwas ganz Unmenschliches, das auf die Dauer unerträglich war: das Schweigen. Von allen Seiten war es aufgestiegen, näher und näher gerückt. Bis allenthalben nur noch Schweigen zu wohnen schien, in seiner ganzen Fülle und wie für ewige Zeit. Das Schweigen der

hohen Gebirge, das Schweigen der menschenleeren Oede, wohin nur selten ein Mensch gelangt, und nie für lange Zeit. Wenn dann auch der Mensch verstummt, so mag man noch so angestrengt lauschen, man hört nur, dass man nichts hören kann. Schweigen, als gäbe es nirgendwo mehr irgendein Ding. Leere und Schweigen, bis an das andere Ende der Welt, bis in die letzten Tiefen des Himmels. Das Nichts, die Leere, die vollkommenste Leere: ein ganzliches Aufhören alles Wesens, als wäre die Welt noch unerschaffen, oder als wäre sie nicht mehr, als befände man sich vor dem Anbeginne der Welt oder nach der Welt Ende. Und Bangen bedrängt einem die Brust, als schlösse sich einem langsam eine Hand ums Herz.

Zum Glück fängt das Feuer wieder zu knistern an, fällt ein Wassertropfen, streicht über das Dach ein schwacher Wind. Und das kleinste Geräusch wird ein ungeheurer Laut. Der Wassertropfen fällt mit lautem Hall. Der Zweig im Feuer knattert wie ein Flintenschuss; das Streifen des Windes erfüllt ganz allein den ganzen Raum des Alls. Alle die mannigfaltigen kleinen Geräusche sind gross und laut, und sie wiederholen sich. So wird man auch selber wieder lebendig, weil die Geräusche lebendig sind.

„Nun also“, hatte Seraphin wieder begonnen, während das Feuer prasselte, „wenn du am nächsten Sonntag ins Dorf hinunter willst, so mach das nur. Du kannst dann zwei oder drei Tage unten bleiben und den Sonntag mit ihr verbringen.“

„Und Ihr?“

„Um mich brauchst du dich nicht zu sorgen“, sagte Seraphin. „Ich bin's gewohnt.“

Er lachte in seinen Bart, der am Kinn fast weiss geworden, während sein Schnurrbart schwarz geblieben war; — es war gegen neun Uhr abends, am zweiundzwanzigsten Juni, auf Derborence, in Philomenes Hütte, wo die beiden Männer am Feuer sassen. Von Zeit zu Zeit ging ein Krachen durch das Gefüge des Daches.

Man hörte Seraphin, der weiterredete:

„Du kommst dann zurück, wann du willst, ich kann mir schon helfen. Und wenn du wieder hier bist“, sagte er, „so bist du ja auch hier oben nicht allein. Oder doch?“

Er lächelte in seinen weissen Kinnbart. Seine kleinen grauen Augen schauten Anton an:

„Zähle ich am Ende für nichts?“

„Oh! was denkt Ihr!“ sagte Anton.

„Also ist man doch noch gut Freund?“

„Ja, bestimmt“, sagte Anton.

„Was will man noch mehr?“

Wieder ein Krachen im Dach, das aus Balken und schweren Steinen gefügt war. Es lag schräg über ihnen, nur in einfacher Abdachung, denn die Hütte stand angelehnt an einen vorspringenden Felsen, und das Berggestein ersetzte die Rückwand.

„Dann also abgemacht für Samstag. Bis dahin sind's nur noch drei Tage.“

„Ja, vielen Dank.“

Es kracht. Das kommt daher, dass die Schieferplatten, die tagsüber der Sonnenhitze ausgesetzt sind, durch die Wärme stark ausgedehnt werden, dann, wenn der Abend kommt und die Kühle, ziehen sie sich zusammen, und es entstehen dadurch in gewissen Zeitabständen plötzliche ruckartige Bewegungen im Dachgefüge, es tönt, als schritte jemand über das Dach. Ein vorsichtiger Schritt, wie von einem, der lange wieder wartet, bis er den nächsten Schritt wagt. Ein vorsichtiger Dieb, der lauscht, ob er auch nicht gehört worden ist, bevor er sich weiter vorwagt. Es krachte. Es krachte nicht mehr. Und die beiden, unter dem nun wieder schweigsamen Dachgebälk, sie sahen einander, sie sahen einander nicht mehr, denn das Feuer flammt auf, das Feuer sinkt in sich zusammen.

Nun hatte Anton den Kopf erhoben: ein neues Getöse liess sich vernehmen. Aber diesmal ein Getöse von

ganz anderer Art, ein sehr gewaltiges und gänzlich unerwartetes Tosen, ein Tosen, das aus den Tiefen des Raumes kam. Wie Rollen des Donners, dem ein kurzer Knall vorhergegangen war; und jetzt, da das Rollen dauerte, wurde es immer wieder durch plötzliche Schläge unterbrochen, die mit langem Echo wiederhallten.

„Ja, ja“, sagt Seraphin, „sie fangen wieder an. Man hat sie lange Zeit nicht mehr gehört...“

„Wer denn?“

„Wie? Hast du in den vergangenen Nächten nichts gehört? Um so besser für dich. Das zeigt, dass du gut schläfst. Und du kennst eben unsere Nachbarschaft noch nicht. Aber hast du nie daran gedacht, wie der Berg dort oben heisst?“ fügt Seraphin hinzu. „Den hohen Grat mein' ich, dort, wo der Gletscher ist?... Nun? Sagt das nicht genug? die Diablerets?“

Das Getöse erstarb nach und nach, es war sehr leise geworden, fast unhörbar, war nun nur noch wie ein schwacher Wind, der das Laub in den Bäumen bewegt.

„Du wirst doch wissen, was man sich erzählt. Dass ER dort oben wohnt, im Gletscher, mit Weib und Kindern.“

Das Geräusch war vollends verstummt.

„Und es kommt vor, dass er sich langweilt. Dann sagt er zu den kleinen Teufeln: ‚Wir wollen Kegelspielen‘. Das ist dort oben, auf dem flachen Firn, am Rand des Gletschers, dort, wo der Kegel steht, du weisst doch, wo, drum heisst er Teufelskegel... Dann spielen sie. Mit Wurfsteinen schiessen sie nach dem Kegel. Und was für schöne Wurfsteine sie haben! Ich sag' dir, Edelsteine sind ihre Geschosse: blaue und grüne und durchscheinend klare Kristalle. Dann kommt es manchmal vor, dass sie mit ihren Steinen das Ziel verfehlen. Du kannst es leicht erraten, wohin dann die Geschosse fallen. Denn nach dem Gletscherrand kommt nichts mehr, ein Loch, der Abgrund. Dort fallen ihre Steine herab. Manchmal sieht man sie herabrollen, in mond hellen Nächten...“

Er sagt:

„In Nächten, wie heute, mit so hellem Mond, wie heute. Magst du mitkommen und schauen.“

Man weiss nicht, ob Anton unruhig geworden war. Aber neugierig war er. Und als Seraphin sich erhoben hatte, da stand er auch auf. Seraphin ging voraus. Seraphin öffnete die Tür. Und nun sah man wirklich, dass die Nacht im schönen Mondschein lag. Er zeichnete sich hell und glänzend auf dem gestampften Hüttenboden hinter ihnen ab.

Es ist ein grasreicher Weidgrund, es ist eine ebene Alp mit einigen Sennhütten. Eine Ebene, aber eng umschlossen, denn man sah die Felsen ringsumher geschichtet emporstreben. Die beiden Männer standen zuerst nach Süden gewandt und sahen nach der Richtung, wo der Mond emporgestiegen war, nämlich hinter vielen Hörnern und Zinken, die sich dort erheben, und die beiden standen am Fusse des Grats. Dann wenden sie sich gegen Westen, sie sehen, dass dort die Felswände beginnen, sie sind noch nicht sehr hoch, aber sie setzen sich im Halbrund fort nach Norden und Osten.

Seraphin hat den Arm erhoben. Man sieht seine Hand in der hellen Nacht, man sieht, dass er den Zeigefinger ausstreckt. Er hat die Hand etwas über Kopfhöhe gehoben. Man muss selber den Kopf heben, wenn man ihm folgen will. Seraphin zeigt auf etwas dort oben, das fünfzehnhundert Meter über einem liegt.

(Fortsetzung folgt)

Die bequemen

Strub-

Bally-Vasano-

und Prothos-

Schuhe

Gebrüder
Georges
BERN
Marktgasse 42